

## ›Doing Widowhood‹ aus der Perspektive von Fachkräften

Eine praxistheoretische Betrachtung des Partner\*innenverlusts im Hinblick auf alters- und geschlechtsspezifische Konstruktionen

## ›Doing Widowhood‹ from the Perspective of Professionals

A Practice-theoretical Analysis of the Loss of the Life Partner with Regard to Age- and Gender-specific Constructions

Grit Höpner und Jale Sophie Claus

Verwitung wird in der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung vor dem Hintergrund von Trauerreaktionen, Bewältigungsverhalten und Auswirkungen auf die Lebenssituation der Betroffenen untersucht. Zu wenig Beachtung findet dabei eine Perspektive, die Verwitung als soziale Konstruktion und normativ aufgeladene Lebensphase versteht, während derer Betroffene angehalten sind, bestimmte Handlungen zu tun oder zu unterlassen. Ziel dieses Beitrags ist es, den Partner\*innenverlust aus einer solchen praxistheoretischen Perspektive hinsichtlich der sozialen Praktiken und ihrer materiellen Arrangements zu untersuchen, die ihn auf spezifische Art und Weise formen, ihm soziale Gestalt verleihen und ihn mit alters- und geschlechtsspezifischen Bedeutungen verbinden. Mittels Interviews mit Fachkräften, die im Verlauf einer Verwitung mit Betroffenen arbeiten, wird ein solches ›doing widowhood‹ aus deren Sicht empirisch rekonstruiert. Die Ergebnisse zeigen, dass Verwitung als ein komplexer soziomaterieller Prozess verstanden werden kann, der sich in zeitlich weitestgehend vorstrukturierten Praktiken – ›institutionalisierten Praktiken‹, ›Praktiken des Zelebrierens und Verabschiedens‹, ›Praktiken der Umsorgung‹ – vollzieht, der aber wenig Raum lässt für ein Irrelevantsetzen oder Vergessen von alters- und geschlechtsspezifischen Konstruktionen und Handlungsaufforderungen. Diese Ergebnisse geben nicht nur Impulse für Fachkräfte, die mit Betroffenen arbeiten, sondern auch für die Weiterentwicklung der thanatosoziologischen Forschung.

*Doing widowhood, Partner\*innenverlust, alters- und geschlechtsspezifische Konstruktionen, Fachkräfte, Praxistheorien*

In the social sciences, widowhood is examined against the backdrop of grief reactions, coping behavior, and effects on the life situation of those affected. Too little attention is paid to a perspective that understands widowhood as a social construction and a normatively charged phase of life during which those affected are required to do or refrain from certain actions. The aim of this paper is to examine partner loss from such a practice-theoretical perspective in terms of the social practices and their material arrangements that shape it in specific ways, give it social form, and link it to age- and gender-specific meanings. By means of interviews with professionals working with affected persons in the course of widowhood, ›doing widowhood‹ is empirically reconstructed from their perspective. The results show that widowhood can be understood as a complex sociomaterial process that takes place in practices that are largely pre-structured in time – ›institutionalised practices‹, ›practices of celebrating and saying goodbye‹, ›practices of caring‹ – but which leaves little room for irrelevance or forgetting of age- and gender-specific constructions and calls to action. These findings provide impulses not only for professionals working with those affected, but also for the further development of thanatosociological research.

*Doing widowhood, partner loss, age- and gender-specific constructions, professionals, theories of practice*

## Einleitung

In Deutschland haben fast 5,7 Millionen Menschen eine Verwitwung und somit den Verlust einer nahestehenden Person erlebt (Statistisches Bundesamt 2019a). Empirische Daten zeigen allerdings, dass nicht alle Menschen gleichermaßen von solch einem Verlust betroffen sind: So erleben ältere Menschen häufiger einen Partner\*innenverlust als jüngere (Statistisches Bundesamt 2019b). Diese Entwicklung wird aktuell durch die Corona-Pandemie noch verstärkt (Statistisches Bundesamt 2020). Zusätzlich zum Alter trifft Partner\*innenverlust aufgrund von geschlechtsspezifischen Unterschieden in Bezug auf die Lebenserwartung und das Partnerschaftsverhalten Frauen häufiger als Männer (Höpflinger/Spahni/Perrig-Chiello 2013). So waren im Jahr 2017 knapp 4,6 Millionen Frauen und 1,1 Millionen Männer verwitwet (Statistisches Bundesamt 2019b). Dazu kommt, dass Frauen nach dem Partner\*innenverlust seltener wieder heiraten und ihre Witwenschaft durchschnittlich 14 bis 15 Jahre andauert, während die von Männern etwa neun Jahre beträgt (Engel 2012; Hollstein 2002).

Aufgrund dieser empirischen Befunde wird in der sozialwissenschaftlichen Literatur zum einen analysiert, wie insbesondere ältere Frauen und Männer den Verlust des Partners oder der Partnerin als ein kritisches Lebensereignis bewältigen, d. h. wie sie ihre psychosoziale Handlungsfähigkeit wiederherstellen und neue Lebensperspektiven in dieser Lebensphase ohne Partner\*in entwickeln (Böhnisch 2017). Das Bewältigungsverhalten zeigt sich in Trauerreak-

tionen, die nicht immer linear nach Trauerphasen (Kast 1990), sondern durchaus zirkulär und längerfristig verlaufen können (Fauser 2012; Worden 2018). Zum anderen finden sich Studien, in denen die Auswirkungen einer Verwitwung auf die Lebenssituation von Betroffenen analysiert werden. Auswirkungen können sich zum einen in der Abnahme des subjektiven Wohlbefindens und der Lebensqualität durch den Verlust von Alltagsstruktur, Stabilität, Geborgenheit und materieller Absicherung zeigen. Zum anderen betrifft dies Unsicherheiten in Bezug auf die Selbstdefinition, bedingt durch die Abnahme der psychischen Gesundheit, die Entstehung von Krankheiten wie Depressionen und die Zunahme von Einsamkeitsgefühlen im Vergleich zu Verheirateten, Ledigen und Geschiedenen gleichen Alters (Adena 2016; Ahmadi 2013; Dreßke 2010; Schaan 2009). Als eine weitere Auswirkung konnte gezeigt werden, dass sich informelle soziale Netzwerke häufig verändern. Während Verwitwete nur noch selten freundschaftliche Kontakte zu zuvor befreundeten Paaren pflegen (Hollstein 2002), entstehen häufiger neue Beziehungen zu ebenfalls Verwitweten, die ähnliche Erfahrungen teilen (Turner 2005). In Bezug auf die soziale Unterstützung nach einem Partner\*innenverlust zeigen sich geschlechtsspezifische Unterschiede dahingehend, dass Frauen auf ein im Durchschnitt breiteres Unterstützungsnetzwerk zurückgreifen als Männer (Hahmann 2023). Während Männer den Partner\*innenverlust häufiger selbständig bewältigen, nehmen Frauen eher die Unterstützung durch die Familie und auch professionelle Unterstützung in Anspruch (vgl. Perrig-Chiello/Margelisch 2015: 14).

Diese Befunde verdeutlichen, dass Betroffene nach einem Partner\*innenverlust häufig gefordert sind, bisherige soziale Netzwerke umzugestalten und Kontakt zu Fachkräften unterschiedlicher Professionen und Berufe aufzunehmen, die im Verlauf einer Verwitwung mit Betroffenen zusammenarbeiten, wie dem Pastor, dem Bestatter, der Trauerbegleiterin oder der Sozialarbeiterin in der Quartiersarbeit. In den skizzierten Studien liegt der Fokus überwiegend auf den Verwitweten, und es wird untersucht, wie sie den Partner\*innenverlust bewältigen und wie sich dieser auf ihren Alltag auswirkt. Zu wenig Beachtung findet dabei die Annahme der sozialen Konstruktion von Verwitwung als eine normativ aufgeladene Lebensphase, während derer Betroffene angehalten sind, bestimmte Handlungen zu vollziehen oder zu unterlassen. Der vorliegende Beitrag setzt hier an und analysiert, welche Vorstellungen und Erwartungen mit einer Verwitwung verbunden werden. Der Partner\*innenverlust als soziale Konstruktion und normativ aufgeladene Lebensphase wird jedoch nicht aus der Sicht der Betroffenen oder von Angehörigen untersucht, sondern aus der Perspektive von Fachkräften unterschiedlicher Professionen und Berufe, die aufgrund ihrer Berufserfahrungen und der geringeren emotionalen Betroffenheit eher generalisierende Erfahrungen zu einer Verwitwung zum Ausdruck

bringen können. Aufgrund der empirischen Datenlage zu Alter und Geschlecht interessiert uns in diesem Beitrag, inwieweit diese Fachkräfte alters- und geschlechtsspezifische Vorstellungen und Erwartungen zu einer Verwitwung zum Ausdruck bringen, die explizit oder implizit auch in die Arbeit mit Betroffenen einfließen und wiederum deren Umgang mit dem Partner\*innenverlust beeinflussen können.

Ziel dieses Beitrags ist es, jene sozialen Praktiken vom Beginn bis zum Ende einer Verwitwung systematisch zu sammeln und darzustellen, die eine Verwitwung auf spezifische Art und Weise formen, ihr soziale Gestalt verleihen und in denen ein normativer Bezugsrahmen aktiviert, stabilisiert und legitimiert wird, der insbesondere in alters- und geschlechtsspezifischen Konstruktionen deutlich wird. Um dieses Ziel umzusetzen, wird der Partner\*innenverlust im Sinne einer praxistheoretischen Heuristik (Reckwitz 2003; Schatzki/Knorr-Cetina/Savigny 2000) als ein ›doing widowhood‹ analysiert. ›Doing widowhood‹ umfasst zeitlich vorstrukturierte und miteinander zusammenhängende Praktiken, in deren Vollzug sich zum einen materielle Arrangements und Materialitäten von Verwitwung, wie trauernde Menschen, Erinnerungstücke, der Totenschein und ein Friedhof, ausdifferenzieren, und zum anderen spezifische Vorstellungen und Erwartungen manifestieren. Mittels der Ergebnisse eines qualitativen Forschungsprojektes mit Fachkräften, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten mit Verwitweten zusammenarbeiten, soll gezeigt werden, dass sich ein Partner\*innenverlust nicht allein als eine individuelle Bewältigungsaufgabe darstellt, mit der besser oder schlechter umgegangen wird. Hingegen wird gezeigt, dass einige materielle Arrangements es eher ermöglichen, einen Partner\*innenverlust erfolgreich zu bewältigen, während andere dies eher erschweren. Diese Erkenntnis trägt zu einer Reflexion von Fachkräften bei, die ihren Auftrag in der Arbeit mit Betroffenen bisher insbesondere in einer am Individuum ausgerichteten Unterstützung gesehen haben und materielle Arrangements weniger berücksichtigten. Nach der Darstellung der praxistheoretischen Grundlagen und der methodischen Konsequenzen werden die empirischen Ergebnisse des besagten Forschungsprojektes mit Fachkräften zum ›doing widowhood‹ unter besonderer Berücksichtigung ihrer Vorstellungen zu Alter und Geschlecht vorgestellt. Abschließend werden Implikationen für den professionellen Umgang mit Betroffenen abgeleitet und Impulse für die Weiterentwicklung der thanatosoziologischen Forschung gegeben.

## Praxistheoretische Grundlagen und methodische Konsequenzen

Eine praxistheoretische Perspektive auf den Partner\*innenverlust einzunehmen, bedeutet eine konsequente analytische Blickwinkelverschiebung von Individuen, als zentrale Akteure im Umgang mit einer Verwitwung, hin zur Praxis, in der sich ein ›doing widowhood‹ vollzieht. Diese Abkehr von Verwitwung als ausschließlich humanzentrierter Prozess mag zunächst verwundern, zeigen sich Trauer und Bewältigung doch gemeinhin durch menschliches Handeln und am bzw. durch den menschlichen Körper. Dieser Annahme widerspricht der Beitrag nicht. Was in diesem Beitrag aber gezeigt werden soll, ist der Mehrwert, den eine praxistheoretische Sichtweise auf Verwitwung ermöglicht, wenn die üblicherweise als menschliches Phänomen verstandene Verwitwung mittels einer Heuristik beschrieben wird, die nicht allein Individuen als ›Orte‹ von Trauer und Bewältigung annimmt, sondern Verwitwung konsequent in der Vollzugspraxis verortet, in der qualitativ unterschiedliche Materialitäten hervorgebracht werden und involviert sind.

Trotz ihrer unterschiedlichen Akzentsetzungen eint die Praxistheorien die Frage danach, wie sich soziale Ordnungen im praktischen Zusammenspiel von Körpern und Artefakten erzeugen und verändern und wie sich dadurch Wissensordnungen und Routinen konstituieren und verfestigen (Reckwitz 2003; Schatzki/Knorr-Cetina/Savigny 2000). Praxistheorien fokussieren auf soziale Praktiken als zentrale Kategorien, die als »kleinste Einheit des Sozialen« (Reckwitz 2003: 290) verstanden werden. Als Träger von sozialen Praktiken bestimmt Andreas Reckwitz zum einen den Körper, denn soziale Praktiken seien »skillful performance[s] von kompetenten Körpern« (ebd.: 290). Solch eine Performance zeigt sich sowohl ›nach innen‹ durch das Verinnerlichen eines praktischen Verstehens als auch ›nach außen‹ durch motorische Aktivitäten, die für andere sichtbar sind. Soziale Praktiken umfassen zum anderen Artefakte, wie ein Buch und einen PC, die nicht allein auf ihren materiellen und kultursymbolischen Wert zu reduzieren sind. Stattdessen stellt »deren sinnhafter Gebrauch, deren praktische Verwendung Bestandteil einer sozialen Praktik oder die soziale Praktik selbst [dar]« (ebd.: 291). Die Materialität sozialer Praktiken wird demzufolge durch ein gemeinsames Tun hervorgebracht und ist schließlich als eine gemeinsame Performance erkennbar. Dieses Tun beschreibt Theodore R. Schatzki (2002: 71) als »organisierte Aktivitäten«, die sich aus raum-zeitlich verteilten Mengen von ›doings‹ und ›sayings‹ zusammensetzen. ›Doings‹ und ›sayings‹ beziehen sich nicht ausschließlich auf Menschen, auch wenn sie durch diese artikuliert werden, sondern sind untrennbar verwoben mit materiellen Arrangements, also mit »Verbindungen von Menschen, Organismen, Artefakten und natürlichen Dingen« (Schatzki 2016: 33).

›Doings‹ und ›sayings‹ können materielle Arrangements hervorbringen, gebrauchen, verändern, auf sie gerichtet oder untrennbar mit ihnen verbunden sein; gleichwohl richten materielle Arrangements ›doings‹ und ›sayings‹ aus, präfigurieren und ermöglichen sie (vgl. ebd.). Im Vollzug von sozialen Praktiken differenzieren sich als materielle Arrangements demzufolge qualitativ unterschiedliche Materialitäten heraus, die mit Bedeutungen aufgeladen werden: mit Bezug auf einen Partner\*innenverlust etwa Menschen als trauernde Menschen, Kleidung als Trauerkleidung, Dokumente als Totenschein und Räume als Friedhöfe. Es wird angenommen, dass sowohl Menschen als auch Artefakte und Räume konstitutiv für den praktischen Vollzug von sozialen Praktiken sind, oder anders ausgedrückt: Ohne multiple Teilnehmende ist das praktische Vollzugsgeschehen, das in diesem Beitrag als ›doing widowhood‹ beschrieben wird, weder möglich noch verstehbar.

Hieraus ergibt sich die Frage, in welchen sozialen Praktiken und materiellen Arrangements sich das ›doing widowhood‹ vollzieht und inwieweit darin ein normativer Bezugsrahmen zu Alter und Geschlecht verfestigt und legitimiert wird. Es wird angenommen, dass dies von Fachkräften unterschiedlicher Professionen und Berufe beantwortet werden kann, die zu verschiedenen Zeitpunkten einer Verwitwung mit Betroffenen zusammenarbeiten und dadurch umfangreiche Erfahrungen in diesem Bereich gesammelt haben. Die Auswahl dieses Samples hat den Vorteil, dass die verschiedenen Praktiken einer Verwitwung aus fachlicher Sicht analysiert werden können, ohne den Partner\*innenverlust aufgrund eigener Betroffenheit zu individualisieren. Durch den Fokus auf den fachlichen Umgang mit einem Partner\*innenverlust eröffnet sich die Möglichkeit, eine Verwitwung nicht per se als eine mit dem Alter verknüpfte Lebensphase zu verstehen, sondern stattdessen den fachlichen Umgang mit Verwitweten jeden Erwachsenenalters darzustellen. Das Sample des hier vorgestellten Forschungsprojektes umfasst einen Pastor, einen Bestatter, einen Steinmetz, eine Trauerbegleiterin und vier Sozialarbeitende in der Quartiersarbeit, die seit mindestens drei Jahren regelmäßig mit Verwitweten arbeiten. Diese Fachkräfte wurden mittels des Gatekeeper-Verfahrens rekrutiert und im Sommer 2020 in problemzentrierten Interviews (Witzel 2000) zu ihren Erfahrungen mit Verwitweten befragt.

Ziel des Forschungsprojektes war es, soziale Praktiken von Verwitwung als ein »field of practices« (Schatzki/Knorr-Cetina/Savigny 2000: 11) darzustellen; dieses »field of practices« einer Verwitwung wird in diesem Beitrag als ›doing widowhood‹ bezeichnet. Das heißt, dass eine soziale Praktik nicht für sich alleinsteht, sondern erst in ihrer Verwobenheit mit anderen sozialen Praktiken als ein praktischer Vollzug von Verwitwung verständlich wird. Eine Analyse von solchen zusammenhängenden Praktiken als ›doing widowhood‹ ermöglicht es, Rückschlüsse auf Bedeutungen, soziale Institutionen mit normativen

Bezugsrahmen, historische Entwicklungen und kulturelle Muster zu ziehen, die in diesen Praktiken transportiert und vermittelt werden (Schäfer 2016). Um das ›doing widowhood‹ mit den es konstituierenden sozialen Praktiken und materiellen Arrangements vom Beginn bis zum Ende einer Verwitwung systematisch darzustellen und um den normativen Bezugsrahmen einer Verwitwung zu analysieren, wäre ein ethnografisches Vorgehen passend gewesen. Eine solche in situ-Beobachtung der Praktiken von ›doing widowhood‹ war allerdings zum Zeitpunkt der Datenerhebung während der Corona-Pandemie nicht realisierbar. Es zeigte sich, dass Fachkräfte aufgrund ihrer Erfahrungen auch in problemzentrierten Interviews den praktischen Vollzug einer Verwitwung retrospektiv darstellen können. Die transkribierten Interviews wurden in einem gemischt induktiv-deduktiven Prozess mittels der Qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring 2015) ausgewertet. Dabei wurden Kategorien aus dem empirischen Material generiert, die Praktiken und materielle Arrangements einer Verwitwung und die darin materialisierten Wissensbestände zu Alter und Geschlecht aus der Perspektive von Fachkräften abbilden. Ein weiteres Ziel der empirischen Analyse war es demzufolge, zu untersuchen, welches kulturelle Wissen von Fachkräften durch das ›doing widowhood‹ hervorgebracht wird und welche alters- und geschlechtsspezifischen Konstruktionen zum Partner\*innenverlust von den Fachkräften vermittelt und dadurch verfestigt und legitimiert werden. Ein Vergleich von unterschiedlichen professionsspezifischen Deutungsmustern zum Partner\*innenverlust war hingegen nicht Ziel dieses Projektes.

### **›Doing Widowhood‹ aus der Perspektive von Fachkräften – empirische Ergebnisse**

Die folgende Grafik gibt zunächst einen systematischen Überblick über die Praktiken des ›doing widowhood‹ aus der Sicht von Fachkräften. Im Folgenden werden diese sozialen Praktiken und ihre materiellen Arrangements beschrieben und es wird gezeigt, inwieweit sich darin alters- und geschlechtsspezifische Konstruktionen manifestieren.

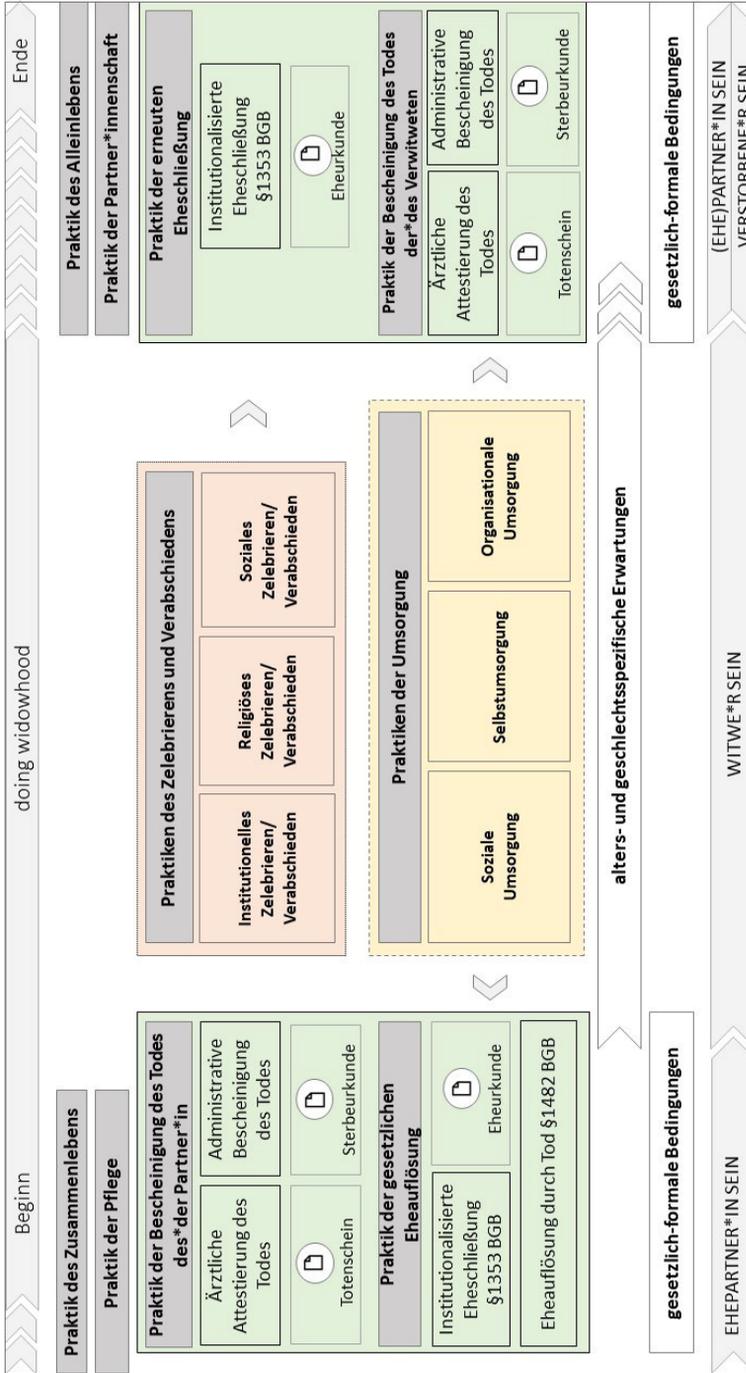


Abb. 1: ›Doing widowhood‹ aus der Perspektive von Fachkräften (eigene Darstellung)

### *Beginn und Ende von ›Doing Widowhood‹*

Der formale Beginn von ›doing widowhood‹ wird zum einen durch das Erfüllen der Voraussetzung einer Verwitwung in Form der gesetzlich geregelten Eheschließung nach § 1353 BGB bzw. durch ›institutionalisierte Praktiken‹ eingeleitet (in der Grafik links zu sehen). Zu nennen sind die Praktik der Bescheinigung des Todes des Partners/der Partnerin, wobei der Tod im Alter häufiger durch eine Krankheit oder einen Unfall ausgelöst wird, und die Praktik der gesetzlichen Eheauflösung, die den Beginn einer Verwitwung und den Status als verwitwete Person formal ausweisen. Die Interviewten weisen aber darauf hin, dass der Beginn einer Verwitwung nicht nur aus einer formalen, sondern zusätzlich aus einer subjektiven Perspektive zu bestimmen ist, die emotional unterschiedlich stark aufgeladen ist. Während, formal gesehen, der Beginn einer Verwitwung mit dem Zeitpunkt des Todes des Partners/der Partnerin zusammenfällt, kann sich aus subjektiver Sicht der Beginn einer Verwitwung schon mit einer Krankheitsdiagnose oder einer fortschreitenden Krankheit ankündigen, indem etwa die Ausführung der Pflegepraktik das Ende des Zusammenlebens einleitet. Ein solcher »Abschied auf Raten« (Sozialarbeiterin) lässt sich als eine Art »Hinführung zur Verwitwung« (Trauerbegleiterin) deuten. Im untersuchten Datenmaterial werden in diesem Zusammenhang keine alters- oder geschlechtsspezifischen Konstruktionen relevant gemacht.

Das formale Ende von ›doing widowhood‹ wird ebenfalls durch institutionalisierte Praktiken hervorgerufen (in der Grafik rechts zu sehen), und zwar in Form der erneuten Eheschließung oder der Bescheinigung des Todes der verwitweten Person. Diese institutionalisierten Praktiken sind durch materielle Arrangements gekennzeichnet, in die sowohl Körper (insbesondere lebendige Körper als Verwitwete und tote Körper als Verstorbene) als auch Dokumente (insbesondere Eheurkunde, Totenschein und Sterbeurkunde) eingebunden sind. Diese materiellen Arrangements aktivieren keine alters- und geschlechtsspezifischen Konstruktionen: Unabhängig von Alter und Geschlecht sowohl der verstorbenen als auch der hinterbliebenen Person besteht die Erwartung an die Hinterbliebenen ausschließlich darin, sich diese Dokumente ausstellen zu lassen, um sie zu besitzen und ggf. zu verwenden. Denn ohne den ärztlich attestierten Totenschein keine Sterbeurkunde, ohne Sterbeurkunde keine Rente für Hinterbliebene.

Auch in Bezug auf das Ende einer Verwitwung wird in den Interviews auf die Notwendigkeit einer subjektiven Betrachtungsweise hingewiesen, die sowohl emotional als auch biografisch gedeutet wird. Während in der formalen Sichtweise das Ende einer Verwitwung durch die erneute Eheschließung oder die Bescheinigung des Todes der verwitweten Person klar benannt wird, ist das Ende aus subjektiver Sichtweise nicht eindeutig bestimmbar (in der Grafik

rechts oben durch die zum Ende hinführenden Pfeile markiert). Denn während eine Verwitwung für einige Hinterbliebene durch das Eingehen einer neuen Partner\*innenschaft emotional durchaus enden kann, endet sie für andere aufgrund des erfahrenen Verlustes nie – auch wenn sie eine neue Partner\*innenschaft eingehen. Dabei wird Verwitwung sowohl emotional als eine lebenslang »offene Wunde« (Bestatter) wie auch biografisch als »ein integraler Bestandteil meiner Biografie« (Pastor) gedeutet: »Einmal Witwe, immer Witwe« (Sozialarbeiterin). Zusätzlich zur formalen und subjektiven Bestimmung des Endes einer Verwitwung wird als dritte Möglichkeit auf eine interaktive Bestimmungsweise hingewiesen, mit der altersspezifische Erwartungen einhergehen, die durch Familienangehörige, Freund\*innen oder Fachkräfte vermittelt werden. Zwar wird auch von der Erfahrung berichtet, dass von Hinterbliebenen jeden Alters nach einiger Zeit im familiär-freundschaftlichen Umfeld erwartet wird, »nach vorne [zu] blicken« und »auch mal auf[zuhören mit deiner Trauer« (Trauerbegleiterin). Altersspezifische Konstruktionen zeigen sich aber, wenn es um die Ausgestaltung dieser Zukunftsperspektive geht und konkret um das Anbahnen und Eingehen neuer Partner\*innenschaften. So erzählt der Bestatter von zwei etwa 30-jährigen Personen, die er zusammengebracht habe, »[u]nd die haben tatsächlich geheiratet«. Im Alter von Mitte 50 könne sich die Freundin einer Sozialarbeiterin, die im letzten Jahr Witwe geworden sei, zwar durchaus »irgendwann 'ne neue Beziehung vorstellen«, aber heiraten würde sie nicht noch einmal. Demgegenüber vertritt diese Sozialarbeiterin die Meinung: »Hochaltrige verbinden sich nicht neu«. Hier zeigt sich eine altersspezifische Chronologie in Bezug auf die Unterstützung des sozialen Umfelds beim Kennenlernen potenzieller neuer Partner\*innen: Während junge Verwitwete aktiv darin unterstützt werden, sich neu zu lieren, und bei Personen des mittleren Erwachsenenalters eine neue Partner\*innenschaft akzeptiert werden würde, wird ausgeschlossen, dass Hochaltrige überhaupt Interesse an einer neuen Partner\*innenschaft haben könnten. Auffallend ist, dass diese altersspezifischen Erwartungen im materiellen Arrangement aus anwesenden und abwesenden Körpern zum Ausdruck gebracht werden, während Alltagsgegenstände, Dokumente und andere Artefakte unberücksichtigt bleiben.

### *Zelebrieren und Verabschieden*

›Praktiken des Zelebrierens und Verabschiedens‹ (in der Grafik mittig zu sehen) beginnen unmittelbar nach dem Tod des Partners/der Partnerin, leiten das ›doing widowhood‹ ein und können einige Wochen andauern. In den Interviews wurden dabei drei Formen unterschieden, wenngleich diese als ein »field of practices« (Schatzki/Knorr-Cetina/Savigny 2000: 11) eng miteinander

verbunden sind und erst in dieser Verbundenheit Bedeutung als ein »kontingentes ›local knowledge« (Reckwitz 2003: 292) erlangen: das institutionelle, das religiöse und das soziale Zelebrieren und Verabschieden.

Praktiken des institutionellen Zelebrierens und Verabschiedens beziehen sich insbesondere auf Tätigkeiten, die einen Bestatter und später einen Steinmetz einbeziehen. Diese Tätigkeiten beziehen sich auf das Erledigen von administrativen Aufgaben (Versicherungs-, Bank- und weitere Behördenangelegenheiten), die Begleitung der Angehörigen, die Organisation und Durchführung der Beisetzung und die Grabgestaltung. Altersspezifische Erwartungen zeigen sich in Wünschen zur Beisetzung:

»Und die Älteren sagen zum Beispiel, ›ich möchte gerne erdbestattet werden, ich möchte ein Grab haben wo auch mal 'ne Blume gepflanzt wird, das also irgendwie schön aussieht« [...] und ich sach mal, die Jugend heutzutage [...], die sagen [...], ›woll'n wir mal die Mama oder den Papa einäschern und irgendwo im Plattengrab oder in eine Stele bestatten, dass ich also keine Arbeit mehr habe.« (Bestatter)

Hier deuten sich generationale Veränderungen im Umgang mit Tod und Trauer an. Zusätzlich zu dem Trend abnehmender Erdbestattungen und zunehmender Einäscherungen verändern sich nach Ansicht des Steinmetzes auch die Wünsche, wie Gräber in Form und Größe aussehen sollen; hier gibt es Moden, die ebenfalls auf das Alter der verstorbenen oder der hinterbliebenen Person hindeuten können. Geschlechtsspezifische Zuschreibungen werden deutlich, wenn es um Gravierungen auf dem Grabstein geht, die in der Regel individualisiert ausgesucht werden, mit der Ausnahme, dass »es nicht üblich ist, ein Herz auf den Grabstein eines Mannes zu gravieren« (Steinmetz).

Die zweite Form – Praktiken des religiösen Zelebrierens und Verabschiedens – umfasst kirchliche Riten. So berichtet die Trauerbegleiterin, dass Trauer- und Beisetzungsfeiern heute eher die Ausnahme darstellen: »Trauer geht heute ja oft sehr schnell, also es stirbt jemand, dann gibt es oftmals gar keine [...] Trauerfeier mehr, sondern nur noch eine Beisetzungsfeier [...] oder es gibt nur die Trauerfeier und [...] die Beisetzung, die folgt alleine ohne Angehörige, ohne Familie«. Findet eine Trauerfeier statt, dann kennzeichnen spezifische ›doings« und ›sayings« des Pastors dieses Zusammenkommen: »bei der Eröffnung der Trauerfeier ist meistens auch so, dass ich am Anfang sage, ›ja hier ist Raum für Tränen und für Traurigkeit«, also das gehört wo, wenn nicht hier, in diesem Abschiedsraum in der Kirche gehören die Tränen hin. Also die Ermutigung zum Weinen ist leider gesellschaftlich nötig« (Pastor) – während »lautes Weinen [...] auch, dass der ganze Körper mittrauert« (Trauerbegleiterin) in anderen Kulturen selbstverständlich zum Abschied dazugehöre. Über »theologische Worte oder abstrakte Themen« hinaus geht es während der Trauerfeier »im Wesentlichen um die Lebensgeschichte [...] also gemeinsam

sich nochmal zu vergewissern, was haben wir miteinander erlebt und was bleibt auch« (Pastor). Während der Beerdigung finden Rituale wie der ›Erdwurf‹ statt, weil sie eine wichtige Bedeutung im Trauerprozess haben:

»[E]s gibt ja das Ritual, dass ich als Pastor die Erde in die Hand nehme und auf den Sarg werfe, ›Erde zu Erde und Asche zu Asche, Staub zu Staub‹ und dann anschließend ja auch die Angehörigen hingehen und auch etwas Erde auf den Sarg werfen, das ist eigentlich 'ne Form der Realisierung. [...] Mein Professor in Praktische Theologie im Studium sagte: ›Naja, Sie müssen richtig 'ne Hand voll Erde nehmen und das muss man hören wie das auf den Sarg fällt.‹ Das klang für mich damals drastisch, aber im Sinne von: den Tod realisieren, den Verlust validieren heißt es, ja klar, es muss irgendwie klarwerden [...], der ist nicht entschlafen oder er ist gegangen, nein er ist tot, das ist die erste Härte, die man vielleicht aushalten muss.« (Pastor)

Die Trauerbegleiterin ermutigt die Angehörigen, »Grabbeigaben« ins Grab zu legen, da diese »einen sehr, sehr hohen symbolischen Wert [haben], ich gebe noch etwas mit auf den Weg so, ich schenke dir etwas«. Ein weiteres Ritual am Ewigkeitssonntag und während der Trauer- und Gedenkgottesdienste ist es, den Namen der verstorbenen Person zu sagen, damit die Menschen darauf vertrauen können, dass »jeder [...] einzigartig und wertvoll und beim Namen gerufen« und »keiner verloren ist« (Pastor). Obwohl diese Riten und Rituale für einige Angehörige »sehr tröstlich und sehr aufbauend« sein können, können sie andere »nicht mehr so nachzuvollziehen« (Pastor). Der Pastor erklärt diese Abkehr zum einem mit einem »Relevanzverlust von kirchlichen Ritualen generell« und zum anderen damit, dass sich viele Angehörige »irgendwie fürchten vor der Auseinandersetzung mit dem Tod, in einer Kirche sitzen, vor dem Sarg oder der Urne sitzen, dann an das Grab gehen, zu sehen, wie etwas in die Erde gelegt wird, das ist etwas, dem sich viele nicht mehr aussetzen wollen«. Weil diese Riten »durchaus ja eine psychologische Bewältigung in sich hatten«, ermutige er Angehörige, »in irgendeiner Form eine Trauerfeier zu gestalten« (Pastor). In diesen Riten werden spezifischen ›doings‹ und ›sayings‹ und materiellen Arrangements aus Körpern, Dingen und Räumen die Bedeutung der Realisierung bzw. Validierung des Todes und des ersten Schrittes in der Bewältigung des Partner\*innenverlusts zugeschrieben.

Der Bestatter erklärt die Abkehr von kirchlichen Riten und Ritualen damit, dass die Farbe Schwarz und Trauer allgemein »mit Kirche [...] zu tun haben. Guck dir kirchliche Trauerhallen, kirchliche Aufbahrungsräume [an], die sind immer dunkel. [...] Die sind nicht irgendwie so 'nen bisschen flott fertig gemacht.« Der Bestatter biete demgegenüber »private Aufbahrungsräume« an, mit »Fenster, da sind Gardinen, da sind Lampen, Blumen, das ist also so, als

wenn Sie irgendwo ins Wohnzimmer hineingehen«. Hier findet also eine Abkehr von kirchlichen Orten des Verabschiedens und eine Hinwendung zu hellen und privaten Räumen statt. Dieser Wandel bedinge letztlich einen veränderten Umgang mit dem Tod und der Trauer, die heute eher individualisiert werden (Pastor), wenngleich sich – wie bei der Grabgestaltung deutlich wird – dabei durchaus generationale Unterschiede abzeichnen.

Diese Entwicklung zeigt sich auch in Praktiken des ›sozialen Verabschiedens und Zelebrierens«. Entscheiden sich Angehörige für eine Beerdigung, dann gehe man »mit [der] Trauergemeinde [...] gemeinsam zum Grab, also nimmt auch da aktiv Abschied« (Trauerbegleiterin). Ein weiteres Ritual ist der Leichenschmaus nach der Trauerfeier, bei dem zusammen mit anderen Menschen gegessen werde:

»[D]a ist manchmal 'ne ganz andere gelöste Stimmung schon, und es wird immer auch mal viel erzählt von dem Verstorbenen, das ähm gehört halt auch eben noch dazu [...], das Rekonstruieren der Lebensgeschichte, sich vergewissern, dass wir zusammengehören [...], signalisieren ›wir sind an deiner Seite, wir sind jetzt alle hier, wir essen«, ein elementares Symbol für Lebenszugewandtheit, ›wir essen mit dir gemeinsam.« (Pastor)

Hier wird ein Zusammenkommen beschrieben, dem seine Bedeutung als Abschiedsritual in einem spezifischen materiellen Arrangement aus Menschen, Grab, Nahrung und Räumen zukommt. Entfallen solche Rituale, kann dies dazu beitragen, den Umgang mit dem Tod und der Trauer zu individualisieren und gesellschaftlich unsichtbar zu machen.

### *Praktiken der Umsorgung*

›Praktiken der Umsorgung« (in der Grafik in der Mitte zu sehen) beginnen ebenfalls unmittelbar nach dem Partner\*innenverlust und verlaufen teilweise parallel zu Praktiken des Zelebrierens und Verabschiedens, sie halten aber meist länger an, von einigen Wochen bis zu mehreren Jahren. Auch bei diesen Praktiken wurden in den Interviews drei Formen unterschieden, die als ein »field of practices« (Schatzki/Knorr-Cetina/Savigny 2000: 11) eng miteinander verbunden sind und in denen ein kulturell spezifisches Wissen hervorgebracht wird (vgl. Reckwitz 2003: 292): Praktiken der sozialen Umsorgung, Praktiken der Selbstumsorgung und Praktiken der organisationalen Umsorgung.

›Praktiken der sozialen Umsorgung« umfassen Tätigkeiten, die sich auf die Begleitung, Regulierung und Bewertung der Trauer von Hinterbliebenen und deren Bemühungen um eine neue Partner\*innenschaft beziehen. Die Begleitung wird als sozialer Kontakt zu und ein Kümmern von Familienangehörigen

und Freund\*innen beschrieben, die zuhören, mit denen sich die Hinterbliebenen austauschen können, die bei der Vorbereitung und Durchführung der Beerdigung und bei formalen und alltagspraktischen Angelegenheiten unterstützen oder Kontakt zu Hilfsangeboten wie Trauergruppen aufnehmen. Die Hinterbliebenen mit einem sozialen Netzwerk »haben's einfacher« nach dem Verlust des\*der Partner\*in, die anderen »haben wirklich große Schwierigkeiten und da sieht man es [...] wirklich [...] am Gesundheitsstand« (Sozialarbeiterin). Hier zeigen sich altersspezifische Besonderheiten: »Desto älter ich werde wahrscheinlich, desto geringer werden die sozialen Kontakte die ich überhaupt habe, ne. Und auch die Möglichkeit mich dementsprechend irgendwie auffangen zu lassen« (Bestatter).

Trauer ist eine normativ aufgeladene Tätigkeit, die sich aus ›doings‹ und ›sayings‹ von Trauernden und sozialem Umfeld konstituiert. Eine erste diesbezüglich formulierte Erwartung bezieht sich darauf, »dass wir um den Partner trauern« (Bestatter). Wie lange die Trauer anhalten sollte, wurde lange über das Trauerjahr als zeitliche Orientierung vermittelt, es »hatte dahingehend eine Wahrheit, dass die verwitwete Person ein Jahr lang alle ritualisierten Ereignisse ohne den Partner durchlebt« (Pastor). Das Trauerjahr wird in den Interviews insofern positiv gedeutet, als die »schwarze Kleidung an das soziale Umfeld [signalisierte], okay hier ist jemand, der trauert, und ein Signal, wie man vielleicht mit ihm umzugehen hat« (Pastor). Dieser über das Symbol der schwarzen Kleidung vermittelte und zugestandene »besonder[e] Schutz« zeigte sich darin, dass sich Betroffene Zeit zum Trauern nehmen konnten und das soziale Umfeld dies durch Fürsorglichkeit mitgetragen hat (Trauerbegleiterin). Negativ werden die mit dem Trauerjahr verbundenen geschlechtsspezifischen Erwartungen an Witwen gesehen: »[E]s gehörte sich dies und das nicht, man musste ein Jahr Trauer tragen, äh es gehörte sich nicht, auf Feiern zu gehen, es gehörte sich nicht, sich schön anzuziehen oder vielleicht auch zu lachen, fröhlich zu sein« (Sozialarbeiterin). In »unserer schnelllebigen Zeit« (Pastor) hat sich die Dauer der Trauer insbesondere bei Erwerbstätigen verändert und ist nun auf ein halbes Jahr verkürzt. Mit dieser Verkürzung der Trauerzeit geht die Erwartung zur Beschleunigung des Trauerprozesses und raschen Rückkehr zur Normalität einher, die gleichwohl die schon beschriebene Tendenz bekräftigt, dass kaum noch Zeit zum öffentlichen Trauern zugestanden wird. Sowohl das Tragen von Alltagsbekleidung, die Hinterbliebene nicht mehr als Trauernde markiert, als auch Tätigkeiten wie das rasche Weggeben oder Entsorgen von Kleidung der verstorbenen Person und das Umräumen oder Ausräumen der Wohnung verdeutlichen diese Entwicklung. Sie hat den Effekt, dass Verwitwete oft das Gefühl haben, falsch zu trauern oder nicht wissen, ob sie noch trauern dürfen, obwohl sie gerne noch trauern würden.

Eine Bewertung der Trauer erfolgt, wenn auch das soziale Umfeld die Ansicht vertritt, die Hinterbliebenen verhielten sich nicht angemessen: »[D]a sind die viel zitierten Nachbarn, die auch immer gerne alles beurteilen können, obwohl sie gar nicht wirklich einen Einblick haben« (Sozialarbeiterin). Es wird negativ beurteilt, wenn Hinterbliebene gar nicht oder zu kurz trauern, z. B. zu früh wieder feiern gehen, kein Schwarz tragen, lachen, in den Urlaub fahren oder sich »sechs Wochen später [...] mit 'nem neuen Mann [zeigen]«, was »dann das große Gespräch [ist]« (Bestatter). Häufiger und insbesondere bei älteren Menschen ist das Gegenteil der Fall, dass also die Hinterbliebenen aus Sicht von Familie und Freund\*innen zu lange und damit »über diesen bestimmten Zeitpunkt hinaus [trauern]« (Trauerbegleiterin). Gut gemeinte Ratschläge bzw. »Floskelsprüche« (Trauerbegleiterin), wie »also jetzt muss es aber mal gut sein« (Bestatter), »Mensch, rei dich doch mal zusammen« oder »der hat ja sein Leben gelebt« (Pastor), werden als Handlungsaufforderungen häufiger an ältere Menschen und insbesondere an ältere Frauen gerichtet, um ihr emotionales Befinden stärker zu regulieren. Zuweilen habe die Trauer die Konsequenz, dass sich Freund\*innen abwenden, weil sie »nichts mehr mit mir anfangen können« (Trauerbegleiterin).

Schließlich beurteilt das soziale Umfeld das Verhalten von Verwitweten bei der Suche nach neuen Partner\*innenschaften. Alters- und geschlechtsspezifische Konstruktionen zeigen sich bei Veranstaltungen, wie einem Tanz für Senior\*innen, bei dem aufgrund des höheren Frauenanteils über den Status der Witwe Ängste, Eifersucht und Konkurrenz zum Ausdruck gebracht werden, die das soziale Zusammensein erschweren können:

»[D]ie geht ja dahin, um jemand Neues kennenzulernen [...], ›guck, die geht dahin und die ist verwitwet, da muss man jetzt aufpassen«, auch Paare. [...] Männer [und] Frauen, die [...] sich hier bei so 'nem Tanz kennengelernt haben und sind jetzt näher zusammen, auch da so diese Angst [...], ›wenn die jetzt mit dem tanzt, die will mir den wieder wegnehmen«, weil Männer gibt es da ja eher wenig, also es gibt da immer 'nen Frauenberhang, [...] deshalb gibt's dann auch solche Eifersüchteleien.« (Sozialarbeiterin)

Es lässt sich sagen, dass hier alters- und geschlechtsspezifische Konstruktionen über Erwartungen und Handlungsaufforderungen des sozialen Umfelds an die Hinterbliebenen zum Ausdruck kommen. In diesen materiellen Arrangements spielen ausschließlich Menschen, nicht aber (Alltags-)Gegenstände oder Artefakte eine Rolle.

›Praktiken der Selbstumsorgung‹ verlaufen parallel zu Praktiken der sozialen Umsorgung und umfassen den Rückzug mit der Realisierung, der Akzeptanz und dem Erinnern, den Umgang mit dem Verlust sowie das Wiederaufleben der Hinterbliebenen. Diese Praktiken nehmen primär die Form von

»Technologien des Selbst« (Foucault 1993) an, d. h. es handelt sich um Aktivitäten, in denen die Betroffenen unter Einschluss von Objekten oder auch ohne diese vor allem auf sich selbst bezogen agieren (vgl. Reckwitz 2003: 292).

Unmittelbar nach dem Tod des Partners oder der Partnerin erleben viele Hinterbliebene eine Diskrepanz; zum einen wollen sie sich zurückziehen, zum anderen haben sie dazu keine Zeit, denn »[d]u kriegst ja Besuch ohne Ende« (Bestatter), zudem steht die Erledigung von zahlreichen Formalien an. Haben Hinterbliebene dann Zeit, um sich zurückzuziehen, geht es auch um die Realisierung und Akzeptanz des Partner\*innenverlusts:

»[Ü]berhaupt zu realisieren, dass jemand gestorben ist, das klingt jetzt irgendwie banal, aber ist [...] eine große Aufgabe. Viele Witwen sagen, ›lange Zeit hab' ich das Gefühl, der kommt gleich durch die Tür, gleich sitzt er wieder im Sessel, gleich zieht er wieder äh seine Gartenjacke an und geht raus‹, also irgendwie realisieren, das ist nicht mehr.« (Pastor)

In den Interviews zeigte sich, dass für viele Hinterbliebene ein »Erinnerungsplatz« oder »Traueraltar« (Trauerbegleiterin) wichtig ist, um den Tod realisieren und trauern zu können, oder ein aus der Lieblingskleidung des Mannes genähtes »Erinnerungskissen«, das zeigt, »dass diese Dinge was bedeuten und gleichzeitig ja neu zusammengesetzt werden müssen« (Pastor). Ein Erinnerungsort ist insbesondere für ältere Menschen auch der Friedhof. Zugleich wird die Entwicklung zur Unsichtbarmachung von Trauer angesprochen. Da »Trauer nicht mehr so ausgelebt werden darf« (Trauerbegleiterin), kommt es durchaus vor, dass Hinterbliebene heimlich trauern, weinen und »Fotos irgendwo heimlich in einem Fotoalbum« und »nicht [...] offen rumliegen« (Trauerbegleiterin).

Die Interviewten nehmen wahr, dass Hinterbliebene unterschiedlich mit der neuen Lebenssituation umgehen. Rückblickend berichten viele von einer Art »Schockzustand« und davon, »damals einfach nur funktioniert« (Sozialarbeiterin) zu haben. Andere ringen mit der neuen Lebenssituation, weil sie eine existenzielle Angst bzgl. der finanziellen Absicherung verspüren. Hier zeigen sich alters- und geschlechtsspezifische Besonderheiten dahingehend, dass ältere Frauen nach dem Partner\*innenverlust häufig eine verminderte Flexibilität bei der Freizeitgestaltung und beim Aufrechterhalten von sozialen Kontakten aufgrund eines verminderten »sozialen Aktionsradius« (Bestatter) erleben. Insbesondere ältere Männer ringen mit der alltäglichen Haushaltsführung und der Körperpflege: »Die Wohnungen sehen nicht mehr so aus wie früher, er sieht nicht mehr so aus wie früher« (Bestatter).

Der Stand der Verarbeitung von Trauer zeigt sich im Wohnraum der Hinterbliebenen, denn manche

»ändern nichts an einem Raum [...], wo jemand gelebt hat so, und machen so ein Museum daraus, das zeigt ja irgendwie, dass Verwitung und Trauer aber irgendwie stecken bleibt«, wohingegen »andere [...] kreativ mit um[gehen] und sagen, ›okay sein Lieblingssessel, der bleibt hier stehen, da setz' ich mich auch mal rein«, aber gleichzeitig wird irgendwie seine Bierkrugsammlung wird dann doch weggetan [...], also diese Metapher vom Neueinrichten ist glaub ich ganz tragfähig, weil das auch innerlich passiert, also manches aus der gemeinsamen Lebensgeschichte behalte ich und anderes findet sich neu, und deswegen ist das schon ein lebenslanger Prozess, die Verwitung, es bleibt dann aber der innere Raum ähm verändert sich permanent« (Pastor).

Hier werden Wechselwirkungen zwischen »innere[m] Raum« bzw. emotionalem Befinden und materiellem Arrangement im Wohnraum hervorgehoben. Weitere Beispiele zu solchen Wechselwirkungen sind das Weggeben der Kleidung der verstorbenen Person und das Tragen von dunkler Bekleidung, wenngleich dieses materielle Arrangement insbesondere für Hochbetagte Bedeutung habe.

Alters- und geschlechtsspezifische Besonderheiten zeigen sich in der Art und Weise, wie Hinterbliebene mit ihrer Trauer umgehen und diese verarbeiten, wobei hier auch der Charakter einer Person zum Tragen kommt. Als Ressource wird, wie bereits bei der sozialen Umsorgung beschrieben, ein Freundeskreis angesehen. Eine weitere Ressource stellt das Wissen um die eigenen Bedürfnisse dar. Diese Ressource sei bei der Hälfte der älteren Frauen nicht direkt verfügbar, »weil es da ähm nix anderes gegeben hat. Der Mann hat die Sache vorgegeben, und das hat man mitgemacht« (Sozialarbeiterin). Während ältere Seniorinnen länger trauern und sich nicht gleich trauen, etwas Neues auszuprobieren, zeigen sich jüngere Seniorinnen flexibler: »[D]ie sagen so, jetzt mach ich mich auf und guck, was ich so machen will oder was ich schon immer machen wollte, was ich aber nicht machen konnte, weil mein Mann sagte, ›komm, das ist doch Blödsinn« oder so, oder ›wir machen doch genug zusammen« (Sozialarbeiterin).

Schließlich zeigen einige Hinterbliebene, insbesondere nach einer Krankheit und der damit einhergehenden Praktik der Pflege, auch Erleichterung, wenn der Partner oder die Partnerin verstorben ist, denn »es ist eine Erlösung und dann kann man, glaube ich, aufleben« (Bestatter). Das Wiederaufleben äußert sich nach einiger Zeit darin, dass sich die hinterbliebene Person wieder traut, »rausgehen« und »plötzlich wieder offen wird für soziale Anbindung und Freude an kleinen Dingen«. Die Hinterbliebenen trauern zwar noch, sie haben den Verlust aber weitestgehend akzeptiert; ihr Verhalten begründen sie damit, dass sie eine »gute Ehe gehabt [haben]« und, dass es »schade [ist], dass

ich alleine bin«, gleichwohl hätte »er [...] das jetzt auch so gewollt« (Sozialarbeiterin). Insbesondere ältere Frauen engagieren sich ehrenamtlich und erschließen sich darüber neue soziale Kontakte.

›Praktiken der organisationalen Umsorgung‹ sind durch Angebote von Fachkräften gekennzeichnet, die Hinterbliebene bei der Trauerbewältigung und Zukunftsgestaltung unterstützen. Die Struktur des Hilfesystems erfordert zu Beginn der Zusammenarbeit die Initiative der Hinterbliebenen. Ist der Kontakt hergestellt, werden je nach Bedarf Angebote der Fachkräfte gemacht. Die Trauerbegleitung, die oft an den Hospizdienst angegliedert ist, zielt darauf ab, das »gesellschaftliche Tempo [zur Trauerbewältigung] [...] wieder rauszunehmen« und zu »Trauerreaktion[en] [zu] ermutigen« (Pastor). Durch Zuhören, tröstende Worte und Akzeptanz der Trauer soll das Sprechen über den Tod ermöglicht, Gefühle und Tränen zugelassen und der Schmerz akzeptiert werden, damit der Verlust realisiert, akzeptiert und überwunden werden kann. Durch die Trauerbegleitung wird somit ein Raum eröffnet, der Klagen ermöglicht, in dem aber keine Ratschläge gegeben werden. Solch ein Raum ist familiär nicht immer gegeben: »[V]iele Angehörige [...] die wollen keine Mutter, die beim Besuch zum achten Mal erzählt, wie schlecht es ihr geht.« (Pastor) Ähnlich ist das Angebot der Telefonseelsorge ausgerichtet, das darauf abzielt, Anrufende bei ihrer Trauer zu unterstützen, auch wenn diese Menschen »immer wieder anrufen, immer mit dem gleichen Thema« (Sozialarbeitende). Diese materiellen Arrangements sind insofern hilfreich, als die Fachkräfte zwar »empathisch« aber »nicht persönlich betroffen [sind], ich muss nicht weinen, ich bin nicht traurig, weil XY gestorben ist [...], das gibt einen Austausch, ein Miteinander ihrer Angst, und das können sie abladen, ihre Fragen, und ich kann Sicherheit vermitteln, die ihnen fehlt« (Trauerbegleiterin).

Auch kann es wichtig sein, mit älteren Hinterbliebenen zu sprechen, um das Wissen um die eigenen Bedürfnisse zu stärken, Interessen zu fördern und damit eine Zukunftsperspektive zu eröffnen. Solche Gespräche können in den niedrigschwellig organisierten Angeboten im Quartier durch die Soziale Arbeit oder Kirchengemeinde stattfinden, die allen Interessierten offenstehen. Diese Angebote sind oft nicht auf Trauerthemen ausgerichtet, sondern auf Geselligkeit (z. B. Seniorenfrühstück, Kaffeetrinken, Skatnachmittag). Ziel dieser Angebote ist es, einen Raum zu schaffen, in denen Menschen zueinander in Kontakt treten können, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Bis auf den Skatnachmittag als »Männerdomäne« (Sozialarbeitender) werden diese Angebote eher von älteren Frauen wahrgenommen, was insofern als problematisch gedeutet wird, als ältere Männer nach dem Partner\*innenverlust eher Gefahr laufen, zu vereinsamen.

Gleichwohl gibt es Menschen, »die aus ihrer Selbstisolation nie rauskommen [wollen]« (Sozialarbeitende), und dies gilt es seitens der Fachkräfte zu akzeptieren. Dass Hilfsangebote abgelehnt werden, wird geschlechtsspezifisch begründet, denn Männer und Frauen sind »geschlechtsunterschiedlich sozialisiert mit Gefühlslagen umzugehen« (Pastor); insbesondere Männer hätten in ihrer Trauer »Probleme [...] auch nochmal Schwäche zuzulassen« (Trauerbegleiterin). Andere Hinterbliebene nehmen die Angebote nicht an, weil sie von niemandem begleitet werden, der bereits an diesen Angeboten teilnimmt. Wiederum andere haben bereits Angebote wahrgenommen, fallen aber zeitweise so stark in ihre Trauer zurück, dass sie es nicht mehr schaffen, die Angebote weiterhin wahrzunehmen. Diese Menschen sind durch regelmäßige Kontaktaufnahmen seitens der Sozialarbeitenden durchaus motivierbar, die Angebote wieder aufzusuchen, wenn es ihnen besser geht.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass durch Praktiken der organisationalen Umsorgung materielle Arrangements zur Verfügung stehen, welche die Hinterbliebenen bei der Trauerbewältigung und Ausarbeitung neuer Zukunftsperspektiven unterstützen sollen, wobei alters- und geschlechtsspezifische Zuschreibungen die Arbeit mit Hinterbliebenen beeinflussen.

## **Diskussion der Ergebnisse**

Ziel des Beitrags ist es, den Partner\*innenverlust im Sinne einer praxistheoretischen Perspektive nicht auf Trauerreaktionen, Bewältigungsverhalten oder Auswirkungen auf die Lebenssituation der Hinterbliebenen zu untersuchen, sondern, ausgehend von den Berufserfahrungen von Fachkräften, die sozialen Praktiken und ihre materiellen Arrangements systematisch darzustellen, die den Partner\*innenverlust auf spezifische Art und Weise formen, ihm seine soziale Gestalt verleihen und ihn mit alters- und geschlechtsspezifischen Konstruktionen verbinden. Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung machen deutlich, dass ein solchermaßen verstandenes ›doing widowhood‹ einen komplexen soziomateriellen Prozess darstellt, der sich in zeitlich weitestgehend vorstrukturierten Praktiken – ›institutionalisierte Praktiken‹, ›Praktiken des Zelebrierens und Verabschiedens‹, ›Praktiken der Umsorgung‹ – vollzieht. Gleichwohl kann diese lineare Abfolge von Praktiken z. B. durch die (vorübergehende) Nichtinanspruchnahme von Angeboten der Sozialen Arbeit durch die Betroffenen selbst unterbrochen werden. Der konkrete Vollzug jeder dieser Praktiken erfolgt durch eine weitestgehend lineare, wenngleich wiederholbare Aneinanderreihung von ›doings and sayings‹, in denen Materialitäten als Materialitäten von Verwitwung hervorgebracht und über deren Anordnun-

gen und Performances Erwartungen vermittelt werden, die in den untersuchten Interviews häufig alters- und geschlechtsspezifisch ausgelegt wurden. Zwar legt es die empirische Datenlage zum höheren Anteil von älteren verwitweten Frauen nahe, dass Verwitwung mit alters- und geschlechtsspezifischen Vorstellungen verbunden wird. Sie rechtfertigt jedoch nicht, dass aus alters- und geschlechtsspezifischen Konstruktionen Handlungsaufforderungen resultieren, die Frauen höheren Lebensalters mit normativen Vorstellungen zum korrekten Verhalten bei einer Verwitwung konfrontieren und ihnen so die Bewältigung einer Verwitwung zusätzlich erschweren (Wanka/Höppner 2020). Die Lebensphase Alter im Sinne einer ›Normalbiographie‹ mit Verlust gleichzusetzen, trägt letztlich zur Naturalisierung und Normalisierung von Trauer im höheren Erwachsenenalter bei, die dem subjektiven Empfinden kaum gerecht werden kann.

Die dargestellten Ergebnisse weisen darauf hin, dass alters- und geschlechtsspezifische Konstruktionen teilweise in ›Praktiken des Zelebrierens und Verabschiedens‹ und insbesondere in ›Praktiken der Umsorgung‹ aktiviert werden – in Praktiken also, die aufgrund ihres informellen und interaktiven Charakters dem eingebundenen sozialen Umfeld Spielräume für Erwartungen, Regulierungen und Beurteilungen eines erfolgreichen Umgangs mit der Verwitwung eröffnen. Sie zeigen sich hingegen weniger in formalisierten Abläufen, in denen mittels offizieller Dokumente Beginn und Ende einer Verwitwung formal bestimmt werden,<sup>1</sup> und in Praktiken der Selbstsorge, in denen Erinnerungsstücke und Räume eine wichtige Rolle für die von Verwitwung Betroffenen spielen.

Die Ergebnisse haben praktische Implikationen für Fachkräfte, die im Verlauf einer Verwitwung mit Betroffenen zusammenarbeiten. Sie verdeutlichen, dass Betroffene nach einem häufig emotional stark aufgeladenen Partner\*innenverlust nicht nur ihren Alltag neu strukturieren müssen, sondern auch ihr soziales Netzwerk. Insbesondere fällt auf, dass Betroffene nach dem Partner\*innenverlust Kontakt zu Fachkräften unterschiedlicher Berufe und Professionen aufnehmen können oder sollten – was sie in dieser Lebensphase möglicherweise zusätzlich herausfordert. Zugleich macht der Kontakt zu der jeweiligen Fachkraft deutlich, in welcher Phase der Verwitwung sich Betroffene befinden. Denn während insbesondere Pastor\*innen und Bestatter\*innen am Anfang einer Verwitwung in den Unterstützungsprozess eingebunden werden,

---

1 Dass institutionalisierte Praktiken nicht ausreichen, um den Beginn einer Verwitwung zu bestimmen, zeigte sich auch in der Studie von Perrig-Chiello/Margelisch (2015), in der fast Dreiviertel der älteren Befragten angab, dass der Tod des Partners/der Partnerin vorhersehbar war und sie sich schon vorab mit dem Gedanken des Verlusts auseinandergesetzt haben.

ist dies für Trauerbegleiter\*innen und Sozialarbeitende eher im weiteren Verlauf einer Verwitwung der Fall. Die Ergebnisse verdeutlichen, dass eine enge kollegiale Zusammenarbeit der involvierten Fachkräfte durchaus konstruktiv für die Betroffenen sein kann, insbesondere wenn Schwierigkeiten in der Bewältigung dieses kritischen Lebensereignisses deutlich werden, die sich z. B. in Verwehrlosungsstendenzen zeigen. Die Ergebnisse bieten Fachkräften die Möglichkeit zur Reflexion eigener alters- und geschlechtsspezifischer Vorstellungen und Erwartungen, die explizit oder implizit auch in die Arbeit mit Betroffenen einfließen und wiederum deren Umgang mit dem Partner\*innenverlust beeinflussen können. Schließlich zeigen die Ergebnisse, dass einige materielle Arrangements und Performances es eher als andere ermöglichen, einen Partner\*innenverlust zu bewältigen. Dieses Wissen kann zu einer Reflexion der Arbeit mit Betroffenen beitragen, die sich dann nicht in einer ausschließlich am Individuum ausgerichteten Unterstützung erschöpft, sondern zusätzlich die materiellen Arrangements berücksichtigt, in denen die Betroffenen ihren Alltag neu strukturieren und leben. Diese analytische Blickwinkelverschiebung auf materielle Arrangements macht deutlich, dass von einer Verwitwung Betroffene nicht allein die Verantwortung dafür tragen, ob und wie sie den Partner\*innenverlust bewältigen werden.

Diese Erkenntnisse sind für Fachkräfte dahingehend von Bedeutung, dass sie Verhaltensweisen von Betroffenen stets in materiellen Arrangements eingebettet verstehen und als solche reflektieren sollten. Denn dann geraten nicht Verwitwete als ›Orte‹ von Trauer und Bewältigung, sondern als Träger von sozialen Praktiken in den Blick, die in der Lage sind, »skillful performance[s]« (Reckwitz 2003: 290) eines ›doing widowhood‹ zu vollziehen. Dieser Fokus auf Fähigkeiten kann dazu beitragen, Verwitwete ein Stück weit von der Bürde des ›erfolgreichen Trauerns‹ zu entlasten, denn dadurch besteht weniger die Gefahr, individuelles Bewältigungsverhalten im Sinne eines erfolgreichen Umgangs mit dem Partner\*innenverlust zu bewerten (kritisch hierzu Fauser 2012). Stattdessen schärft eine praxistheoretische Sichtweise auf Verwitwung den Blick für jene Praktiken, in denen regulative und bewertende ›doings and sayings‹ Verwitwung als normativ aufgeladene Lebensphase hervorbringen und damit einhergehende Konstruktionen zu Alter und Geschlecht festigen.

Der Mehrwert für die thanatosoziologische Forschung zeigt sich in den methodologischen Grundlagen dieser Studie. Eine prozessuale Perspektive auf den Vollzug und die materiellen Arrangements von Verwitwung, wie Praxistheorie sie ermöglicht, verdeutlicht, wie sich kulturelles Wissen in historischer Hinsicht wandelt. Dies wurde in den Ergebnissen durch eine Veränderung der Trauerkultur deutlich, die sich heute nicht nur zeitlich verkürzt darstellt, sondern durch eine zunehmende Abkehr von öffentlichen Trauerriten einen stärker individualisierten und privaten Umgang mit Tod und Trauer mit sich

bringt und dadurch Tod und Trauer gesellschaftlich mehr und mehr unsichtbar macht. Eine prozessuale Perspektive kann auch zeigen, wie sich Bedeutungszuschreibungen innerhalb eines Forschungsgegenstands verändern: Während zu Beginn einer Verwitwung eher von alters- und geschlechtsspezifischen Erwartungen und Handlungsaufforderungen abgesehen wird, scheint deren Erfüllung im weiteren Verlauf umso stärker eingefordert zu werden. Diese Perspektive ermöglicht letztlich Hinweise auf die Organisation von gesellschaftlichem Zusammen- und Ableben. Sie bietet aber auch das Potenzial, jene Praktiken ausfindig zu machen, die zwar ein ›doing widowhood‹ kennzeichnen, dabei aber Alter und Geschlecht zwischenzeitlich irrelevant machen oder schlicht vergessen lassen. Ein ›Mehr‹ eines solchen ›doing widowhood while undoing age and undoing gender‹ (Höppner/Wanka 2021) würde nicht ohne Weiteres zu einer Aktualisierung und Verfestigung von alters- und geschlechtsspezifischen Konstruktionen und Handlungsaufforderungen beitragen, sondern Räume eröffnen für ein anderes, diverses Verwitwen.

## Literatur

- Adena, Maja (2016): »Partnerverlust und seine Folgen. Wie Trauer die Gesundheit und das Wohlbefinden beeinträchtigt«, in: *WZB Mitteilungen* 39, Heft 152, S. 24–27.
- Ahmadi, Pegah (2013): *Verwitwung im Alter. Kann eine erweiterte Kontinuitätstheorie die soziale Partizipation und Lebenszufriedenheit nach einer Verwitwung erklären?*, Münster.
- Böhnisch, Lothar (2017): *Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung*, 7. Aufl., Weinheim/Basel.
- Dreßke, Stefan (2010): »Sterben und Tod«, in: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hg.): *Handbuch Soziale Arbeit und Alter*, Wiesbaden, S. 385–389.
- Engel, Petra (2012): »Alter(n) und Geschlecht«, in: Kleiner, Gabriele (Hg.): *Alter(n) bewegt. Perspektiven der Sozialen Arbeit auf Lebenslagen und Lebenswelten*, Wiesbaden, S. 37–77.
- Fausser, Cornelia (2012): »Lebensereignisse im Alter unter geschlechtsspezifischer Perspektive«, in: Kleiner, Gabriele (Hg.): *Alter(n) bewegt. Perspektiven der Sozialen Arbeit auf Lebenslagen und Lebenswelten*, Wiesbaden, S. 79–118.
- Foucault, Michel (1993): »Technologien des Selbst«, in: Martin, Luther H./Gutman, Huck/Hutton, Patrick H. (Hg.): *Technologien des Selbst*, Frankfurt am Main, S. 24–62.
- Hahmann, Julia (2023): »Gemeinschaft, Netzwerke und soziale Beziehungen im Alter«, in: Schroeter, Klaus R./Vogel, Claudia/Künemund, Harald (Hg.): *Handbuch Soziologie des Alter(n)s*, Wiesbaden (im Erscheinen).
- Hollstein, Bettina (2002): *Soziale Netzwerke nach der Verwitwung. Eine Rekonstruktion der Veränderungen informeller Beziehungen*, Opladen.
- Höpfinger, Francois/Spahni, Stefanie/Perrig-Chiello, Pasqualina (2013): »Persönliche Bilanzierung der Herausforderungen einer Verwitwung im Zeit- und Geschlechtervergleich«, in: *Zeitschrift für Familienforschung* 25, Heft 3, S. 267–285.

- Höppner, Grit/Wanka, Anna (2021): »Un/doing age. Multiperspektivität als Potential einer intersektionalen Betrachtung von Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 50, Heft 1, S. 42–57.
- Kast, Verena (1990): *Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses*, 11. Aufl., Stuttgart.
- Mayring, Philipp (2015): *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*, Weinheim/Basel.
- Perrig-Chiello, Pasqualina/Margelisch, Katja (2015): *Forschungsdossier Verwitwung im Alter im Längsschnitt (2012–2014)*, Bern.
- Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 32, Heft 4, S. 282–301.
- Schaan, Barbara (2009): »Verwitwung, Geschlecht und Depression im höheren Lebensalter«, in: Börsch-Supan, Axel/Hank, Karsten/Jürges, Hendrik/Schröder, Mathis (Hg.): *50plus in Deutschland und Europa*, Wiesbaden, S. 115–131.
- Schäfer, Hilmar (2016): »Grundlagen, Rezeption und Forschungsperspektive der Praxistheorie«, in: ders. (Hg.): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*, Bielefeld, S. 9–24.
- Schatzki, Theodor R. (2002): *The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change*, Pennsylvania.
- Schatzki, Theodor R. (2016): »Praxistheorie als flache Ontologie«, in: Schäfer, Hilmar (Hg.): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*, Bielefeld, S. 29–44.
- Schatzki, Theodor R./Knorr-Cetina, Karin/Savigny, Eike von (2000): *Practice Turn in Contemporary Theory*, New York.
- Statistisches Bundesamt (2019a): »Statistisches Jahrbuch 2019«, <https://bit.ly/3VdPy83> (15. Juni 2022).
- Statistisches Bundesamt (2019b): »Sterbefälle und Lebenserwartung«, <https://www-genesis.destatis.de/genesis/online?sequenz=tabelleErgebnis&selection-name=12613-0003&zeitscheiben=5> (9. November 2019).
- Statistisches Bundesamt (2020): »Sterbefälle und Lebenserwartung. Sonderauswertung zu Sterbefallzahlen des Jahres 2020«, <https://bit.ly/3gIKOi3> (24. November 2020).
- Turner, Francis (2005): *Social Work Diagnosis in Contemporary Practice*, New York.
- Wanka, Anna/Höppner, Grit (2020): »Un/doing age. Eine de/konstruktivistische Analyse von Alter an Übergängen im Lebenslauf«, in: *soziologie.de*, [https://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband\\_2020/article/view/1327](https://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2020/article/view/1327) (15. Juni 2022).
- Witzel, Andreas (2000): »Das problemzentrierte Interview«, in: *Forum Qualitative Sozialforschung* 1, Heft 1, Art. 22.
- Worden, William (2018): *Beratung und Therapie in Trauerfällen*, Bern.